

# In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 22.

Posen, den 20. Juli 1927.

Nr. 22.

Copyright by Unlon Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

## Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

21. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Nein, ich gehör' nicht mehr zu ihnen. Aber ich will auch nicht wieder zurückgetrieben werden. Ich hab' Angst vor mir selbst. Ich hab' dich nicht lieb. Wenn ich dich nähm', so tät' ich's, um versorgt zu sein, und es tät' mich reuen, früher oder später. Du bist auch zu schad' dafür — und ich auch. Leb wohl!“

„Aber nicht für immer. Laß uns sagen: „Auf Wiedersehen!“ Es könnt' doch noch anders werden —“

Sie schwieg und schüttelte den Kopf. Was er auch sagen mochte, sie hatte nur immer ein trauriges Nein für ihn. Zuletzt wandte er sich und ging niedergeschlagen davon.

„Den hab' ich nun auch elend gemacht,“ sagte sie sich trüb. Und doch reute sie nicht, was sie gesagt. Hätte sie den Mann genommen, sie hätt' ihn unglücklich gemacht und sich zugleich.

Je älter der kleine Jost wurde, desto schwerer war jeden Morgen die Abschiedsstunde für Mutter und Kind, und Margrit sann auf Mittel und Wege, dieses Fortgehen ganz zu vermeiden. Sie dachte daran, nur noch Heimarbeit anzunehmen, und zu dem Zweck sah sie sich nach einer eigenen Nähmaschine um. Zunächst wollte sie eine schon gebrauchte kaufen und sah deshalb alle Abend in den Spalten der Zeitung nach, ob nirgends eine ausgeschrieben sei. Da fiel ihr eines Tages eine kleine Anzeige ins Auge, die ihr alles Blut zum Herzen trieb. „Zu verkaufen eine Geige. Fischerau 7, 3. Stock. J. Firnhälder.“ Wie gebannt starrte sie auf das kleine unscheinbare Angebot, bis die Buchstaben vor ihr zu tanzen begannen.

Eine Freude klang in ihr auf, ein Tauchzen, wie wenn einer nach langer Irrfahrt seine Heimat wieder sieht! Der Freund war ihr nahe, morgen schon konnte sie ihn sehen, seine Stimme hören, seine Hand halten! Und sie brauchte die Augen nicht vor ihm zu senken, frei und offen konnte sie ihm gegenüber treten.

Sie hatte sich oft gefürchtet vor der Zukunft, vor dem Leben, vor dem, was dunkel und tief in ihr schlief. Aber nun war alles gut. Firnhälder war wieder da und half.

Gleich andern Tages ließ sie sich von dem Gärtner Rosen schneiden, einen dicken Strauß, den ihre Hand kaum umfassen konnte. Es war so viel Glück in ihr, daß ihr Herz in Sprüngen ging.

„Was hast du auch, Maidle, du schaust aus, als ob du 's große Los gezogen hättest,“ sagte der Mann, und sie lachte: „Vielleicht zieh' ich's noch heute!“

Das Wasser in der Fischerau war blau und glänzte in der Sonne. Mücken tanzten darüber, und Schwalben schossen drüber hin.

Es war ein altes, winkliges Haus, in das sie eintrat. Wunderliche Gänge, hängende Holzlauben, Türen, wo man keine vermutet. Oben, fast unter dem Dach, war Firnhälders Stübchen. Sie las seinen Namen an der

Tür, aber gleich drunter ein großes Papier mit seinen Schriftzügen: „Nicht zu Hause“.

Sie stand enttäuscht da, aber auf einmal hörte sie drinnen seinen Schritt, und nun mußte sie lachen. Denn natürlich war er daheim und wollte nur nicht gestört werden. Sie klopfte laut, und die Vorfreude nahm ihr fast den Atem. Was er wohl sagen würde, sie so unvermutet zu sehen!

Drinnen wurde ein Stuhl gerückt, ein Schlüssel kreischte widerwärtig im Schloß. Die Tür ging auf — und Margrit sah in ein bleiches, eingefallenes Gesicht mit tiefliegenden, umschatteten Augen, die ihr betroffen entgegenstarrten. Und sie erschrak zu Tode über die Veränderung, die in den drei Jahren mit ihrem Freund vorgegangen war. Josias Firnhälder schaute sie an wie eine Erscheinung aus einer versunkenen Welt. Dann aber leuchtete sein Gesicht auf in einer großen Freude, und er rief: „Du, Margrit? Wirklich und wahrhaftig du? Wie kommst du denn hierher?“

Und in der Verwirrung und dem Schrecken über sein verändertes Gesicht fiel ihr nichts anderes ein als: „Eure Geige wollt' ich kaufen — ja — das wollt' ich —“ Und eine flammende Rote stieg ihr ins Gesicht.

Er strahlte. „Komm nur erst einmal herein, Margrit! Es ist ja ein Wunder, daß du gekommen bist, und ein sehr liebliches! Du mit all deinen Rosen! Sind sie für mich? Wie köstlich sie duften —“

Er nahm ihr die Rosen aus der Hand und barg sein Gesicht in die kühlen Blüten.

Margrit sah sich um. Wie heimisch muteten sie die Bücher an, die Mappen, das Mikroskop und all die gewohnten Arbeitsgeräte! Aber ein dicker Staub lag auf dem ärmlichen Hausrat, das Bett war zerwühlt, und der Waschkrug, in den Firnhälder jetzt den Rosenstrauß steckte, war nur noch ein Scherben.

Hier wohnt Ihr also,“ sagte sie beklommen. „Und nicht wahr, es geht Euch nicht gut, daß Ihr die Geige verkaufen wollt?“

„Nicht gut? Herrlich geht's mir, Margrit! Kein Mensch hat mir was zu befehlen, und ich kann den ganzen Tag machen, was ich will. Ich hatte die beste Gelegenheit, hier die Bibliothek, die Sammlungen der Universität zu benutzen. Drei Jahre bloß dürfen, was man gerne tut — das ist unvergleichlich schön. Noch vor Winter werde ich den zweiten Teil meines Werkes über die Flechten abgeschlossen haben. Einen Verleger habe ich auch schon, denk' dir, welches Glück. Er bezahlt ja zwar nicht viel, aber ich brauche auch wenig zum Leben.“

Es ist gar nicht so arg, arm zu sein. Man schränkt seine Bedürfnisse aufs äußerste ein, das heißt, man befreit sich von ihnen. Je weniger du brauchst, je freier bist du. Der Körper ist ein ewig anspruchsvoller Gebieter. Ich habe ihn aber entthront, Margrit, ich lasse mich nicht mehr von ihm tyrannisieren.“

Margrit schüttelte den Kopf. „Das geht nicht auf die Dauer,“ sagte sie verzagt. „Ihr werdet krank dabei. Ihr seht nicht gut aus. Wenn Ihr nicht gesund seid, könnt Ihr nimmer arbeiten.“

„Natürlich ist's kein Dauerzustand, das weiß ich wohl. Ich habe auch verschiedenes in Aussicht, ich suche



eine Stellung als Kusos in einem botanischen Institut. Nur steht mir da ein dummer Stein im Wege, das ist, daß ich damals das Staatsexamen eben nicht bestanden habe. Diesen Stein muß mir das Buch aus dem Wege schaffen, und darum geht eins mit dem andern Hand in Hand. Ich erwarte übrigens jeden Tag einen Brief, der mir die Anstellung bringt. In Deutschland wird es ja freilich schwer halten, da darf man keine Stufen überspringen wollen, das leiden die „Zünftigen“ nicht. Aber es gibt auch noch anderswo Plätze, wo man deutsche Gelehrte brauchen kann. Sieh mal, hier ist der erste Band meines Werkes, und ich kann dir sagen, daß man im Ausland die Ohren gepiakt hat! Eine Zeitung schreibt sogar, daß es ein Wert sei, um das man die Deutschen beneiden müsse! Nicht daß ich mir etwas drauf einbilde, Margrit! Aber gekreut hat's mich doch, das kann ich nicht leugnen.“

Margrit schlug das Buch auf und warf einen Blick hinein. Abbildungen, Formeln, Aufsätze. Mit einem Seufzer gab sie es zurück. Dahin konnte ihm niemand folgen.

„Schön ist es,“ sagte sie ehrfürchtig. Er legte es fast zärtlich wieder auf den überladenen Tisch. „Ja, nun warte ich eben,“ sagte er seufzend. „Der Briefträger weiß es schon. Jeden Tage frage ich dreimal: „Nichts für mich?“ Er hat schon immer ein böses Gewissen, wenn er mich sieht. Es ist aber ganz schön, zu warten. Es ist beinahe, wie wenn man ein Los hat. Weißt du noch, daß Lena immer ein Los in der Schublade hatte und darauf wartete, daß es gewünne? Sie zog allerdings immer Nieten, die arme Lena!“

„Wie geht es Eurer Schwester?“ fragte Margrit höflich.

„Ach, sie hat wohl mit der Glaserfäse wieder eine Niete gezogen, glaube ich. Zu Hergatingen wohnen sie nicht mehr, sie hatten sich schließlich mit dem ganzen Dorf verflatscht und verzankt. Da sind sie denn nach Säckingen gezogen.“

Margrit hob den Kopf. „Mit allen Sachen? Gehörte denn alles der Gotte?“

Er lächelte, ein überlegenes, halb belustigtes Lächeln. „Das nicht grade, aber sie brauchten sie doch für ihren gemeinsamen Herrenhaushalt, weißt du. Und dann hatte mir doch Lena damals ihr kleines Vermögen zum Studium gegeben. Da war es denn nicht mehr als billig, daß ich sie entschädigte.“

„Dafür hat sie schon jahrelang bei Euch gewohnt, und Ihr habt sie verhalten!“ grollte Margrit.

„Freilich, das ist wohl wahr. Aber sieh — ich brauche nichts für mich. Mein Weg geht in die Einsamkeit. Sie war immer eine Lodung für mich — und eine Gefahr. Solange du um mich warst, suchte ich sie nicht. Du bist so lebendig, Margrit. Nun bin ich schon lange wieder in die sieben Einsamkeiten eingegangen —“

Er schwieg und legte die Hand über die Augen. Margrit fragte wehen Herzens: „Ja, habt Ihr denn keine Seele, die für Euch sorgt? Niemanden, der Euch das Bett macht und den ärgsten Staub wegtut?“

Jetzt lachte er. „Gelt, es sieht wüst aus bei mir! Und das könntest du schon als kleines Ding nicht leiden! Ja, wenn ich geahnt hätte, daß du kommst, dann hät' ich wenigstens das ärgste unters Bett oder hinter den Schrank geworfen. Putzweiber kann ich nicht gebrauchen. Die bringen einem nur alles in Unordnung, daß man tagelang nachher seine Sachen nicht mehr findet.“

„Aber Ihr erstickt ja in Staub und Spinnweb und Mottenfraß!“ seufzte sie.

„Das ist nur äußerlich, Margrit. In dieser scheinbaren Unordnung ist nämlich System. Das verstehst du aber nicht, und es ist auch nicht zu verlangen. Uebrigens kommt alle vierzehn Tage einmal die Witwe Sauerbed und kehrt das nötigste zusammen. Sie ist so eigentlich Ersatz für meine Schwester. Sie bringt mir morgens ein Getränk, das sie Kaffee nennt, ich weiß nicht, mit welcher Berechtigung. Und wenn ich Geld brauche, besorgt sie

es mir. Ich esse so nach und nach meinen ganzen Kleiderschrank aus meinen früheren Zeiten auf. Selbst könnte ich die Sachen nicht verkaufen, da tut sie es für mich. Sie hat so gute Verbindungen und ist überhaupt eine gute Frau.“

„Das glaube ich nicht recht,“ sagte Margrit mißtrauisch.

Er lachte: „Du sprichst ja, wie wenn du meine Schwester wärst!“

„Das mag sein, und vielleicht verstehe ich die Gotte zum erstenmal ein klein wenig. Man muß ja so werden, wenn man immer um Euch ist und zusieht, wie Ihr viel zu gut für die Welt seid und wie sie Euch dafür auf der Nase herumtanzt!“

„Nein, Margrit, werde lieber nicht so wie Lena, sondern bleib, wie du bist, es ist mir doch lieber. Sprechen wir nicht mehr von mir. Erzähle mir lieber von dir und deinem Erleben. Komm, setz dich hier an meinen Tisch. Die Rosen stell' ich mir dazu, und nun hab' ich den ganzen Sommer bei mir in meiner Kammer!“

An der schrägen Wand des Stübchens stand sein Bett, auf das setzte er sich, denn es war sonst kein Stuhl mehr da.

Sie wußte nicht, wo sie beginnen sollte. Da fragte er sehr leise und mit abgewendetem Gesicht: „Du hast ein Kind, Margrit?“

Oh, wie gut, daß er sie jetzt an das Kind erinnerte! Ein ganzer Goldstrom flutete durch ihre Seele, und sie erzählte von dem kleinen Jost.

„Zürnet nicht, daß ich ihm Euren Namen gegeben habe. Wenn er nur ein klein wenig werden wollt' wie Ihr, dann wär' ich glücklich.“

Saß er so im Dunkeln, oder wurde es schon Nacht? Es lag ein Schatten wie eine Wolke über seinem klaren Gesicht. „Wie ist dir's gegangen seit damals, wo du — mich verlassen hast?“

„Schlecht genug,“ antwortete sie. Und dann erzählte sie von der bösen Zeit, die mit all ihrer Bitterkeit wieder vor ihr lebendig ward. Sie verschwieg nichts. Auch nicht, wie sie einst nachts in bitterer Not an der Dreisam gestanden und mit dem verzweifeltsten Todesentschluß gerungen hatte.

„Du arme, arme Frau!“ sagte er in tiefem Erbarmen, als sie geendet hatte. Keinen anderen Trost und keinen höheren Ehrennamen wußte er für sie, als daß er sie Frau nannte — und sie hob ihr strahlendes Gesicht zu ihm auf.

„Es ist vorbei. Aber daß ich so durchgekommen bin, das danke ich Euch ganz allein! Daß ich vor Euch nit die Ehr' verlier', das hab' ich nur immer denken müssen, und das hat mich oben gehalten. Daß Ihr mich damals nit verachtet habt, das vergess' ich Euch nie! Erst später ist mir alles gekommen, was das für mich gewesen ist, und überhaupt alles, was ich Euch schulde. Es ist so viel, daß ich es wohl nie im Leben wieder gutmachen kann.“

„Und doch habe ich nicht hindern können, daß du in dein Schicksal gerannt bist,“ sagte der Mann. „Aber das geht wohl über Menschenkraft. Die Hauptsache ist, wie man es besteht, und es ist möglich, daß ich dir doch die Waffen für deinen Kampf geschliffen habe. Das ist schließlich alles, was man für ein geliebtes Kind tun kann. Und es ist wenig genug! Immer wieder versuchen wir's, Toren und Narren, die wir sind, ein Menschenkind nach unserem Sinn zu biegen. Immer werden wir zu spät klug, wenn wir es gebrochen oder verpfuscht haben. Vielleicht war es doch gut, daß du damals von mir gingst und ins Leben hinein. So bist du wenigstens ein ganzer Mensch geworden mit einem ganzen Schicksal. Es laufen genug halbe und verkehrte in der Welt herum.“

Vom Münster schlug es acht Uhr; es dämmerte in der Stube, da stand Margrit auf. „Kommt Ihr einmal meinen Bub anschauen?“ bat sie schüchtern.

„Dein Kind — ja gewiß — ich will es sehen. Hast es lieb, Margrit?“

(Schluß folgt.)



# Max Liebermann.

Max Liebermann ist ein Begriff.

Machtungen tauchten auf und verschwanden — Max Liebermann aber blieb. Und in dem Wirbel und Fliehen der Erscheinungen, in dem Auf und Ab, Hin und Her, in der Unrast der Neulandsuche sahen wir immer wieder, mit immer neuer Heberausfischung, immer wachsender Bewunderung — der alte Max Liebermann ist jung, sehr jung. Vielleicht sogar jünger als die Jüngsten — als die Propheten der „neuen Sachlichkeit“.

„Neue Sachlichkeit“ — ich habe noch niemand gefunden, der dieses Wort ohne Phrasen zu definieren vermochte, daß es von einem Schlagwort zu einem Begriff wurde.

Max Liebermann aber ist ein Begriff.

Mit diesem Namen ist die Vorstellung einer ganz bestimmten Malweise, einer ganz bestimmten Farbmischung, verbunden. Feinste Abtönung der Farben, leiseste, fast unmerkliche Ueberleitung, Auffangen der zartesten Schwingung — Aquarellartigkeit des Malerpinsels, getränkt mit energiereichster Kraft — Impressionen eines Lutraumers — das sind die Liebermannschen Gemälde.

Kein Wunder, daß Liebermann in der Vorkriegszeit nicht sonderlich beliebt war. Denn diese impressionistische Malweise — die Impression schlechthin konnte sich mit dem in jener Zeit beliebten klassizierenden Kitsch und stilisierter Geschmacklosigkeit nicht vertragen. Und eine Natur, wie die Liebermanns, unwichtig, ihrer selbst und ihres Ziels bewußt, konnte sich zu Kompromissen nicht verstehen, — wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollte.

Liebermann ist Porträtist — im übertragenen Sinne des Wortes. Er malt wie er sieht. Aber eben — dieses „Wie“, das ist das Entscheidende. Ein Liebermannsches Gemälde gibt dreierlei: erstens das Gesicht an sich, zweitens die Individualität und drittens das Typische. Das aber ist nur möglich auf Grund einer intuitiven geistigen Erfassung des Objektes und seiner verflochten Konzeption durch das Auge. Und hier liegt die Erklärung für das Immerjunge Liebermannscher Gestaltungs kraft.

Die naturgetreue Wiedergabe des Gesichtes zwingt zu einer objektiven, fast photographierenden Pinselführung, die aber niemals zur Charae eines Objektes führen kann, weil die intuitive Gabe Liebermanns diesen zu einem Aufspüren der charakteristischen Individualitätsphysiognomie führt, die in der großartigen Verteilung von Licht und Schatten ihren belebenden, lebendigen Ausdruck findet. Und weil Liebermann dieses seelische Einfühlungsvermögen besitzt und versteht, das Erschließbar zu machen, darum typisiert er bewußt oder unbewußt. Jedes seiner Gemälde ist Charakterisierung einer bestimmten Lebenskategorie — muß es sein, weil ja der charakterisierende Ausdruck aus dem Wesen des Objektes geschöpft ist, das stets das Produkt eines Lebensbodens ist.

Während die Jungen und Jüngsten nach der „neuen Sachlichkeit“ rufen, ohne im Grunde zu wissen, was „neue Sachlichkeit“ ist, ging Liebermann, oft angefeindet und verspottet, seinen Weg der Impressionen und wurde sachlich — so sachlich, wie die Apostel des „Neuen“ es fordern — ohne es zu sein. Sie haben das große Geheimnis Liebermannschen Schaffens nicht begriffen und werden es wohl auch nie begreifen, daß sachlich nur der sein kann, der natürlich ist, der aus dem tiefgefühlten Wissen seiner kosmischen Verbundenheit mit dem All — Leben schafft. „Die „neue Sachlichkeit“ ist ein Schlagwort — wenn Liebermann ihm nicht das Blut eines Begriffes einflößt oder die alten Jungen sich zu Liebermann bekehren. Denn — Max Liebermann ist ein Begriff.

Max Liebermann — das ist die sachliche, lebendige, befeelte Malerei. Dr. Viktor Kochlmann.

## Anekdoten um Liebermann.

Man unterhält sich über alte Reisewege. Jemand fragt, wie wohl Paulus von Syrien nach Rom gekommen sei. „Na, des is doch ganz klar,“ meint Liebermann. „Natürlich per pedes — apostolorum.“

Als die Kunstkämpfe in Berlin tobten, fragte man Liebermann nach seiner Meinung über Anton von Werner. Er antwortete: „Ach sage immer, wenn Anton von Werner noch ohne Hände geboren wäre, dann hätte er doch die größte Schnauze.“

Liebermann hatte für das Rathaus in Altona Entwürfe zu Wandgemälden gemacht, die „Vier Jahreszeiten“. Man sagt ihm, er hätte doch besser ein Thema aus der Geschichte der Stadt wählen sollen. Aber Liebermann meint: „Ja, was is denn in Altona anderes passiert als die vier Jahreszeiten?“

Ein Kollege nimmt eine Zeichnung von Liebermann vor, wobei sie ihn und her und fragt dann den Künstler, ob er mit einem Harfen oder mit einem weichen Bleistift zeichne. Liebermann antwortet: „Nee, mit Talent!“

Liebermann sitzt in Saarlouis, wo er Frans Hals kopiert, am Markt im Café, in der Gesellschaft eines damals sehr bekannten deutschen Schlachtenmalers und eines anderen Künstlers. Der berühmte Hofmaler fragt Liebermann: „Sagen Sie, was kopieren Sie das alte Zeug eigentlich, was finden Sie bloß an dem Frans Hals?“ Liebermann antwortet: „Das is nich so einfach zu sagen — zum Beispiel es gibt doch niemanden, der so einen Kopf malen kann.“ Da erhebt sich der Begleiter und sagt mit ehrfürchtiger Gänzbewegung: „Wer hören Sie mal, hier der Herr Professor...“

Jedermann steht vor der „Nachtwache“ von Rembrandt, den er den lieben Gott zu nennen pflegt: „Wissenste, wenn man Frans Hals sieht, kriegt man Lust zum Malen — wenn man Rembrandt sieht, möchte man es aufgeben!“

Liebermann kommt von einer italienischen Reise zurück und stellt fest: „Denkste, et is jarnich so kitschich wie die Leute immer tun.“

Liebermann hat die Tochter von Bode gemalt, als sie noch ein Kind war. Die Zeichnungen sind zu Ende, und die Kleine stellt sich vor das Bild. Sie fragt: „Ist das Bild nu fertig?“

Liebermann: „Ja, jetzt is das Bild fertig.“

Das Kind: „Kommt das Bild nu zu Papa ins Museum?“

Liebermann: „Ja, nu kommt das Bild zu Papa.“

Das Kind: „Und dann kommt ein goldener Rahmen darum?“

Liebermann: „Ja, dann kommt ein goldener Rahmen darum!“

Das Kind: „Und dann wird es wohl auch schön?“

Auf einem Feste fragt man Liebermann, ob er sich nicht der neuen Frau von d'Albert vorstellen lassen wolle. Er antwortet: „Nee, die überspring ich!“

Ein neuer Reicher wollte seine Frau von Liebermann malen lassen und bat ihn, sich vorher die Wand anzusehen, an die das Bildnis kommen solle, damit es sich gut in den Raum einfüge. Liebermann lehnt ab: „Mach ich nich! Sie sollen sich lieber um das Porträt herum das Haus bauen lassen.“

Liebermann wird nach seiner Meinung über Max Klinger gefragt. „Wissenste, ich finde ihn jählich. Aber es gibt Portierjöhne und es gibt Künstler, und ein Portierjohn is Klinger nich!“

Vor Monets „Frühstück im Gras“ stand eine Gruppe von Betrachtern. Man kritisierte, die Beine des vorn liegenden Mannes seien zu lang geraten. Liebermann entgegnete: „Ach, Beene, die so schön jemalt sind, können nich lang genug sein.“

Liebermann hatte für das Hamburger Bildnis des Professors Konbents den Bürgermeister Petersen gemalt. Jemand steht davor und meint: „Da ist viel Frans Hals drin.“ Liebermann antwortet: „Wissenste, es is noch nich genug Frans Hals drin!“

Ueber die Kunsthistoriker meinte Liebermann: „Die sind ja nich so überflüssig. Wenn die nich wären, wer soll uns denn, wenn wir tot sind, unsere schlechten Bilder für unecht erklären?“

Tschudi ist von Berlin nach München übersiedelt, und man meinte, daß ihm dort vieles fehle, vor allem die Freundschaft Max Liebermanns. Und der Maler Toni Stadler faßt das in dem Satz zusammen: „Ja, Herr von Tschudi kommt mir hier vor wie eine Witwe, die immer herumläuft und jammert: „Wissen's, a so a lieber Mann, wie mein lieber Mann, den findt man nimmer!“

In den achtziger Jahren war die Behauptung aufgefaucht, Lesser Uch habe in einige Bilder von Liebermann hineingemalt und ihm erst gezeigt, wie es gemacht wird. Man rät Liebermann, sich solche Reden nicht gefallen zu lassen. Er aber antwortet: „A wo werd ich denn! Wenn der Kerl behauptet, er hat meine Bilder gemalt, det is mir schnuppe. Aber wenn er sagt, ich habe seine Bilder jemalt, denn verlag ich ihm.“

Vor Liebermanns „Nachspinnersinnen“ sagte Menzel: „Das ist der einzige, der Menschen malt und keine Modelle.“

## Das Versprechen

Von Chr. Engelstoft.

(Berechtigte Uebersetzung von Elise v. Holländer.)

Es war ganz still in der Stube. Der Postexpedient Jedderten lag im Sterben. Frau Grete schlich auf den Zehen in der Stube umher. Sie wuschte sich die Augen, besonders das schielende. Sie weinte.

Wie grausam war sie oft gewesen und hatte Hans ausgescholten; noch keinen Monat war es her, da hatte sie ihm gerade ins Gesicht geschlagen, daß zwei Vorderzähne mit drausgingen. Und jetzt lag er im Sterben.

„Grete!“ rief er mit äußerster Anstrengung. Sie kniete neben dem Bette nieder.

„Grete, versprich mir, wenn ich tot bin, daß du dir dann einen zweiten Mann suchst.“

„Niel!“ antwortete sie bestimmt.

„Um unserer Kinder willen,“ bat er: „unsere dänischen Beramtenswitwen sind so schlecht versorgt.“

„Hans! Niel! Hans!“

„Bin ich so schlecht gewesen... gegen...“

Er konnte nicht mehr sprechen und sah sie nur bittend mit seinen starren Augen an.

Er schlief ein. Sie drückte ihm die Augen zu und schwor in ihrem Herzen, alles zu tun, was in ihrer Macht stand, um seinen Wunsch zu erfüllen.

Aber leicht würde das nicht sein, jung war sie nicht, sanft war sie nicht, sie schielte stark mit dem einen Auge, und sie hatte zwei Kinder.



Der Expedient wurde begraben. Grete dachte daran, das Auge operieren zu lassen, entschloß sich aber dann, ein Pensionat zu errichten; sie war wirtschaftlich und kochte gut, und sie wußte, daß der Weg zum Herzen des Mannes durch den Magen geht.

Das Pensionat kam eigentlich sofort in Blüte. Aber das ganze erste Jahr hindurch konnte sie sich nicht entschließen, und die Herren Pensionäre taten auch keine einleitenden Schritte.

Abends, wenn sie zu Bett gegangen war, lag sie oft mit gefalteten Händen da, und starrte ins Dunkel und sagte laut: „Hans, ich habe nicht vergessen, was ich dir versprochen habe, ich will alles tun, was in meiner Macht steht.“

Der Proturist Schröder zog im März ein. Es war ein kleiner, dicker, ältscher, zierlicher Mann.

Sie merkte sofort, daß ihm ihr Essen außerordentlich gut schmeckte, er aß zwei Portionen und von jedem Gericht und sagte in einem fort „Ah“ beim Essen.

Er war Junggeselle und hatte dreihundert Kronen festes Gehalt monatlich, war vollkommen schuldenfrei und mußte nicht, wenn sie mit ihm zankte.

Furchtbar häßlich und schauerlich langweilig war er freilich. Die Kinder, Kaspar und Alvida, brauchten aber jetzt notwen-

dig einen Vater. Sie sagte, als sie eines Abends mit gefalteten Händen im Bett lag, energisch: „Hans, jetzt halte ich das Versprechen, das ich dir tief in meinem Herzen gegeben habe.“

Sie fing an Christian zu dem Proturisten zu sagen, er lächelte dankbar.

Sie fragte die Kinder, wie er ihnen gefiele.

„Idiot“, sagte Kaspar. — „Er hat eine häßliche weiße Narbe auf der Nase“, bemerkte Alvida. Beide aber waren darin einig, daß er die Gutmütigkeit selbst sei.

Frau Grete setzte sich, als die anderen Pensionäre das Wohnzimmer verlassen hatten, mit ihrem Kaffee zu Schröder auf das Sofa.

„Morgen gibt es Erdbeeren, die ersten von Jahr, Christian. Trotz den Kriegsjahren.“

Er schmeckte ordentlich und lachte und sagte:

„Vielen Dank, Grete,“ wurde aber ganz verlegen hinterher, weil sie ihn so ansah: „Entschuldigen Sie, Frau Feddersen,“ fügte er hinzu.

„Ich hoffe, Sie haben reelle Absichten.“ Sie sah ihm so gut sie konnte, gerade in die Augen.

„Natürlich,“ murmelte er.

Sie ließ ihn nicht los. „Ihre finanziellen Verhältnisse sind ja leidlich. Ich weiß Bescheid. Ich finde wirklich, Sie können es sich erlauben, zu heiraten. Die Kinder hängen sehr an Ihnen. Ich halte Sie für einen gebildeten, bescheidenen und ruhigen Mann. Ich will alle Bedenken beiseite setzen. Ich will Ihnen verraten, daß ich meinem Mann auf seinem Sterbebette versprochen habe, seinen Kindern einen Vater zu geben. Komm, und küsse mich Christian.“

Proturist Schröder blieb steif und konsterniert sitzen. Sie nahm ihm die Kaffeetasse aus der Hand.

„Du bist gar zu bescheiden,“ sagte sie, faßte ihn um den Hals und küßte ihn. Ihm wurde ganz schwindlich.

„Jetzt mußt du natürlich anziehen, aus Schlichtheitsgründen. Das heißt, deine Mahlzeiten nimmst du hier ein, wie bisher.“

Am nächsten Tag mußte sie Rotwein zum besten geben und Madeira zu den Erdbeeren.

„Hier sind die Ringe, die hast du natürlich vergessen, sie kosten vierzig Kronen,“ sagte sie, und zeigte ihm die Rechnung.

Er bezahlte. Sie steckte ihm und sich den Ring an den Finger. Das Pensionat feierte die Verlobung.

Dann wollte Schröder fortgehen und die Abendzeitungen lesen.

„Undankbarer,“ sagte sie. „Am meines seligen Mannes willen habe ich dich genommen. Alle deine schlechten Angewohnheiten mußt du ablegen, und zwar schleunigst. Heute ist der zwölfte. Am zwölften nächsten Monats ist unsere Hochzeit, daß du's weißt. So, und jetzt habe ich richtig meine Migräne bekommen und muß mein Pulver nehmen.“

Sie erhob sich und ging in das Schlafzimmer.

Kaspar ging zu Schröder hin und schlug ihm auf die Schulter.

„Alter Herr, du mußt ein bißchen vorsichtiger mit Mutter sein, mit ihr ist nicht zu spaßen. Ich besinne mich noch ganz genau darauf, wie sie einmal Vater zwei Vorderzähne ausgestoßen hat.“

Auf Schröders Kopf sträubten sich die Haare.

Als er um elf Uhr Gute Nacht sagte, sagte sie zu ihm: „Ich habe dir eigentlich nichts weiter vorzuwerfen; aber du mußt dich daran gewöhnen, etwas lebhafter zu sein; oder mußt ich dich erst ein bißchen in Behandlung nehmen?“

In dieser Nacht schlief der Proturist nur schlecht.

Er wurde zum Pastor geschickt, um das Aufgebot zu be-

stellen.

Sie wurden zum erstenmal und zum zweitenmal aufgeboten.

„Was ist mit dir los, Christian? Du siehst so elend aus? Ist's was mit dem Magen? Der muß in Ordnung sein zu unserer Hochzeit am Dienstag.“

In dieser Nacht schlief Christian Schröder überhaupt nicht, und er lag da und wiederholte sich in einem fort: „Du bist ein Mann, Christian. Ja, das bist du, Christian.“

Er nahm all seinen Mut zusammen und ging ins Pensionat hinaus, bevor die Bank geöffnet wurde.

Grete machte ihm selber auf.

„Frau Feddersen,“ sagte er.

„Wie nennst du mich, du Idiot?“

Er steckte die Hände in die Taschen, ballte sie und fuhr fort:

„Sie dürfen nicht böse werden, aber ich kann nicht, und ich mag nicht, und ich will nicht, ich bin Junggeselle, und ich bin glücklich. Es wird nichts aus der Hochzeit am Dienstag.“

„Was wird nicht?“ sagte sie und faßte ihn am Kragen und ohreigte ihn und schlug ihm mitten ins Gesicht, daß ihm der Kopf brummte.

Mit einemmal riß die Krawatte, die nicht mehr neu war, entzwei, und Schröder, kam los und schlüpfte aus der Tür, die Treppe hinunter, weg.

Er fühlte nach seinen Vorderzähnen, sie waren noch da. „Ich kann wirklich froh sein,“ sagte er zu sich selber.

Aber an diesem Tage war er so benommen, daß er auf der Bank alle Zahlen falsch zusammenzählte.

In dieser Nacht lag Grete mit gefalteten Händen da und weinte und weinte: „Hans, Hans! Wie konntest du dies von mir verlangen?“

## Die größte Eidechse der Erde.

(Nachdruck verboten.)

Während in unserem Klima die Eidechsen kleine zierliche Tierchen sind, findet man in den warmen Ländern Eidechsen von ansehnlicher Größe. Schon die afrikanische Wüstenechse, die Herodot ihrer Größe wegen „Landkrokodil“ nannte, wird über einen Meter und die Nileidechse bis zu zwei Meter lang. Auch die auf den Galapagos-Inseln einheimische schwarze See-Eidechse kann eine Länge von anderthalb Metern erreichen.

Ein wahrer Riese unter den Sauriern ist jedoch der erst seit etwa 15 Jahren bekannte, auf Java und der Insel Komodo lebende Riesenwaran, der volle drei Meter lang werden kann und damit die größte Eidechse der Welt darstellt. Von diesen Riesen-eidechsen gelangte erst jüngst das erste Exemplar nach Europa und befindet sich gegenwärtig im Zoologischen Garten zu Amsterdam.

## Aus aller Welt.

Der Bundespräsident und der Senn. In Ebensee am Traunsee im österreichischen Salzkammergut wurde die neu erbaute Drahtseilbahn auf den Kranabetsattel (Höllengebirge) in Betrieb gesetzt, die vierte Schwebebergbahn, die im Laufe eines Jahres in Oesterreich errichtet wurde. Der Bau der neuen Bergbahn ist auf die Anregung und die unermüßlichen Bemühungen eines schlichten Handwerkers, des Schuhmachermeisters Rudolf Jppich in Ebensee, zurückzuführen, der denn auch an die Spitze des neuen Unternehmens berufen wurde; vorher schon hat Jppich die Traunseesesselfahrt wieder aufgerichtet und Motorboote auf dem Traunsee eingeführt. In der ersten Fahrt auf der neuen Bahn nahm auch der Bundespräsident Dr. Gaissig und der Handelsminister Dr. Schürff teil; dieser wies auf die nun gegebene Möglichkeit hin, daß oben auf dem Plateau des Höllengebirges einmal ein österreichisches Davos entstehen könnte. Der Bundespräsident begnügte es besonders, daß der Anreger und eigentliche Schöpfer dieser Bahn gerade den breiten Schichten des Volkes entstammt, und überreichte Jppich die goldene Medaille für Verdienste um die Republik Oesterreich. Nach Ankunft in der Bergstation, von der man eine herrliche Aussicht über die Alpenwelt genießt, besuchte der Bundespräsident die Alpenvereinsstuhlhütte und einige Sennhütten. In einer dieser Hütten sagte er zum Senn, daß er auch etwas von der Landwirtschaft verstehe, worauf der Senn überlegen lächelnd meinte: „Dös glaub i net.“ Dr. Gaissig fragte ihn nun, wieviel Vieh er denn habe; auf die Antwort, es seien sechs Stück, sagte der Bundespräsident, der bekanntlich eine größere Landwirtschaft am Fuße des Semmerings hat und betreibt, daß er 170 Stück Vieh bestze. Da sagte der Senn: „Dös glaub i schon gar net.“

## Fröhliche Ecke.

Der Kassern-Häupling. Samuel Maherero, der später sein Volk im südwestafrikanischen Kriege gegen unsere Schutztruppe führte, war einige Jahre mit seinem Bruder, zur Erziehung in Hermannsburg bei der dortigen Mission. Als damals eine Einladung an die jungen Negerprinzen erging, sich in Berlin bei Hofe vorzustellen, da sagte Samuel Maherero stolz: „Wenn die Berliner uns sehen wollen, so können sie ja nach hier kommen.“

Paß schlägt sich. Kurz nach Schluß des dänischen Krieges machten in Potsdam der Feldmarschall „Papa Wrangel“ und der König Wilhelm einen Spaziergang. Am Stande einer stadtbekannten Obstverkäuferin angekommen, fragte Papa Wrangel die alte Frau gut gelaunt: „Na, Auguste, freuste dir doch, daß du der Krieg aus ist?“ Darauf die prompte Antwort: „Wat soll ich mir freuen. Paß schlägt sich un Paß verträgt sich, det wees doch jedes Kind!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styrä, Bögnast.